

Die Kette

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Der Bittler untersuchte die Schüssel und schmunzelte: „Saure Nieren, Marthe?“ „Freilich. Heut ist kirwe. Verdient hast sie nicht.“

Er nahm den Knaben an der Hand: „Da, seh Dich. Magst saure Nieren?“

Jeremi nickte. Er dachte an etwas anderes als an die Mahlzeit. Aber er aß, weil er die guten Leute nicht erzürnen wollte. Während des Essens fragte er: „Ist das Spritzenhaus weit, Herr Amtmann?“

Der Gemeindediener prüftete einen Mund voll saure Nieren auf den Tisch: „Amtmann sagt er zu mir. Hast es gehört, Marthe?“

Frau Marthe saß abseits in einem strohgeflochtenen Lehnstuhl am kalten Ofen und sah den Speisenden zu: „Was soll's mit dem Spritzenhaus?“

„Seinen Vater haben sie eingelocht, weil er den Geizbauer verprügelt hat.“

„Den Geizbauer?“ In den Augen der Alten glomm der Haß auf. „Haben sie's ihm einmal besorgt, dem Halunken? Das halbe Dorf hat er schon gefressen. Und hier geht's um einen Apfel, wie?“ Sie erhob sich und kam mit ihren schleppenden Schritten an den Tisch, stützte die braunen, dünnen Arbeitshände auf die Platte und bog sich ihrem Manne zu: „Daß Du dem Jungen keinen Schlag tußt!“

Er stotterte: „Die -- die Obrigkeit, Marthe!“ Ein Bissen steckte ihm in der Kehle. Er mußte husten.

Sie lachte höhnisch auf: „Ned' mi e von der Obrigkeit, ja? Unsere Wiege am Weidengraben, wer hat uns drum gebracht? Der Lump, der Geizbauer! Keine Obrigkeit hab ich da gesehen! Und keine überall, wo's im großen um das Gut der kleinen Leute gegangen ist! Das halbe Dorf hat er auf dem Gewissen, der Sauerkerl, der!“ Sie trommelte mit beiden Fäusten auf den Tisch.

Ihr Mann sah sie ängstlich über den Teller hin an: „Scht, scht, Marthe. Hast recht. Aber 's läßt sich nichts dawider tun.“

Ein heftiger Schlag auf die Platte: „Weil Ihr Weimmen seid!“ Und zum Knaben: „Komm, Jung'. Bist satt? Dir soll keiner was tun!“ Ihre heftig zitternde Hand lenkte ihn nach der Küche. Die Tür zur Stube schloß sie hinter sich. Die dünnen, braunen Finger strichen über die Locken des Knaben; Weichheit kam in ihre Stimme: „Setz hör zu, mein Jung'. Wo das Spritzenhaus ist, willst wissen. Das Ge-

meindeamt kennst, nicht? Na ja, was frag ich! Da gehst zwei Häuser weiter nach der Kirche zu. Da ist ein Weg, ganz eng, daß grad ein Wagen durch kann. Rechts ein Dornzaun, links ein Dornzaun. Da gehst zwischen durch. Dann hast die große Brache vor Dir. Ein hohes Gerüst haben sie darauf gebaut, aus Brettern, mit Fenstern drin, Nebungsturm heißen sie's --

„Den hab ich schon gesehen!“ fiel Jeremi freudig ein.

„Na, siehst, nicht weit davon steht das Spritzenhaus. Große Türen hat's und Fenster mit einem Gitter davor. Es ist auch kein anderes Haus da. Kannst nicht fehlen. -- Du aber sag mal: was willst da?“ Sie lächelte.

Jeremi antwortete nicht gleich; sah sie nur zaghaft an.

„Kann mir's denken. Wöchtest Deinen Vater holen, wie? Du, das ist nicht leicht. Einen Schlüssel, ja, wir haben ihn. Weil ich sie füttern muß, die dort eingesperrt sind, verlohst? Aber den Schlüssel kann ich Dir nicht geben. Du bist ein vernünftiger Jung' und siehst es ein, nicht? Es geht um unser Brot. Reichlich ist es nicht. Aber --“ Sie zögerte. „Du hältst doch den Mund, Jung'?“

Jeremi erfaßte dankbar ihre Hände: „Ach, gute Frau, wenn Sie uns helfen würden! Ich sag keinem Menschen was.“

„Na also. Ich glaub Dir. Hast ehrliche Augen. Aber helfen müßt Ihr Euch allein. Bloß, daß ich Dir sage: Im Spritzenhaus sind Leitern, Feuerleitern. Wenn Dein Alter eine aufsteht und an das Dachfenster legt, so kann er hinaus. Auf's Dach, heißt das. Wie von da hinunter? Eine lange Stange, von außen angelegt, oder ein Brett, dann möchte es gehen. Allzu hart ist auch der Boden nicht. . . . So. Weiter sag ich nichts.“ Sie lächelte ihn an, die Hand auf seinem Kopfe: „Mein Alter muß wachen. Von zehn bis elf ist er nicht da!“

Jeremi umschlang stürmisch ihren Hals und gab ihr einen Kuß in das alte, vertrocknete Gesicht. Dann glitt er zur Hintertür hinaus.

Sie sah ihm gerührt nach und schlurste in die Stube. Die Obrigkeit lag mit dem Kopfe auf dem Tisch und schnarchte. --

Nachdem auch die letzten Neugierigen sich vor der Glücksbude verlaufen, war Frau Trude sofort an das Einpacken gegangen. Von der Auslage war nicht mehr viel da. Der größte Teil war als Gewinne verausgabt oder verkauft worden. Manches wurde beim Streit zer-

trümmert und Einiges hatte sich in der Verwirrung in grobe, aber stinte Hände verirrt, die hier auch erndeten, wo sie nicht gesät. Die Wude selbst half ein benachbarter Lebkuchenhändler niederlegen, trotzdem er es für den größten Unstun erklärte, vor der Beendigung der Miermes abzureifen, nachdem sie das Standgeld für die ganze Zeit bezahlt. Gerade jetzt müßten sie bleiben; es würde noch ein feines Geschäft werden; so etwas wie der heutige Skandal spräche sich herum; die Neugierigen würden in Scharen der Glücksbude zuströmen.

Frau Trude ließ sich nicht beeinflussen. Sie sah Jeremias vor sich. Sein blaßes, entstelltes Gesicht mit den wutgroßen Augen. Seine Schuld war es nicht, wenn es heute keinen Totschlag gegeben hatte. Wer aber konnte für morgen bürgen, wenn sie blieben? Nein, sie mußten fort. Sobald wie möglich. Gleich! Wenn nur erst Jeremias wieder da war. Daß man ihn einsperren könnte, daran dachte sie nicht. Meinte, man würde sich an der Festhaltung seiner Person genügen lassen, um dann allenfalls noch ein gerichtliches Verfahren einzuleiten. Wegen einer Prügelei hielt man wohl keinen von vornherein fest. Sie ordnete alles im Wagen; holte den Schimmel aus dem Stall des Gasthofes, zahlte dort für seine Verpflegung und ließ ihn in der Nähe des Wagens grasen. Dann setzte sie sich wartend auf die Stufen der kurzen Trittleiter, die in das Innere des Wagens führte.

Eine lange Gestalt kam in eiligen Schritten um die Wudenecke, blieb einen Augenblick stehen und suchte. Dann segelte sie mit schlendernden Armen quer über den Platz auf Trude los. Sie sah unter dem langen, grauen Mantel ein Trikot schimmern: „Der lange Friedrich!“ Freudig klang's.

Ja, es war der Ablet mit dem freundlichen, rosigen Kinder Gesicht. Nur einen kleinen Schnurrbart hatte er sich inzwischen wachsen lassen. Sie schüttelten sich die Hände. Er war während des Streites in einer Vorstellung beschäftigt gewesen, hatte eben erst von dem Vorfall gehört und sich sofort auf den Weg gemacht, um seine alten Bekannten zu begrüßen und ihnen möglicherweise beizuspringen.

Frau Trude mußte den Hergang noch einmal ausführlich erzählen. Als sie von den Schimpfworten des Geizbauern sprach, von dem „Lumpengesindel“, der „Diebsbagasche“, da färbten sich seine Wangen blutrot.

„Das hat er auf Sie gesagt?“

„Ist uns allen.“

Er nickte. „Schade, daß ich nicht dabei war.“

„Ich glaub', es ist gut, Herr Friedrich!“

„Na, man kann ja seine Knochen auch mal nützlich anwenden.“

Sie lächelte: „Ob das nützlich gewesen wäre?“

„Ja!“ Er schlug mit seiner großen Hand aufs Knie. „Wer Sie beleidigt, Frau Tattenbach, das ist ein Lump. Es wär' mir gerade recht, wenn mir so einer mal unter die Finger käme! Im Staub müßt' er liegen, vor Ihren Füßen! Er käm nicht eher auf, als bis er Sie demütig um Verzeihung gebeten hätte! Glauben Sie das?“

Frau Trude errötete. Es war etwas seltsam Süßes in seinem Ton, wie es ihr schon damals aufgefallen, als er die Verse zu ihrem dreißigsten Geburtstag gesprochen.

Er nahm ihre Hand: „Frau Tattenbach, soll ich Ihnen den Geizhauern da hinlegen? Da, vor Ihre Füße? Ich will ihm nichts zuleide tun. Er darf alle Glieder behalten. Aber seinen frechen Bauernstolz, den soll er hier im Dreck sehen! Hier, da! Sie können solange sitzen bleiben. Ich hol ihn, den Hund!“

Er erhob sich von der Trittleiter.

„Um Gottes Willen! Keine Dummheiten, Friedrich! Es ist heute schon mehr als genug geschehen. Machen Sie die Sache nicht noch schlimmer, als sie ohnehin ist.“

Er antwortete nicht, sah finster hinüber zu dem Hause des Gehasteten.

„Da kommt Jeremi!“ Frau Trude sprang auf und eilte ihm entgegen. „Allein?“

„Tag, Mutter. Tag, Onkel Friedrich!“

Jeremi sagte es hastig, noch halb im Laufen. „Den Vater haben sie eingesperrt.“ Dann sprudelte es von seinen Lippen. Die intimere Unterredung mit der Frau des Gemeindedieners verschwieg er.

Sie setzten sich alle drei auf die Trittleiter. Der lange Friedrich war noch finstlerer geworden. Er packte Jeremi bei der Hand. „Du hör mal zu, kleines Wiesel. Hast Du Dich auch nicht verhöhrt bei dem, was der Gemeindevorsteher gesagt hat? Noch mal, wie war's? Aber ganz genau, hörst Du! Wörtlich, wenn's geht.“

„Was soll das, Herr Friedrich?“ Trude fragte ängstlich.

Jeremi folgte der Aufforderung mit heißen Wangen: „Von fahrenden Lumpen hat er gesprochen! Die sich die Taschen bei den Dummen füllen! Hungriges Volk, das nicht arbeiten mag! Alle miteinander! Und mich hat er ein Zuchthausfrüchtchen geheißen!“

Friedrich schlug auf sein Knie, daß es klatschte: „Dich, den Sohn der Frau Trude? Ihren Sohn, Frau Tattenbach!“ Er schoß in die Höhe und rückte an dem Gürtel, der unter dem Mantel saß. „Den hol ich Ihnen. Der muß wimmern! Wimmern soll er hier zu Ihren Füßen. Staub schlucken und Erde fressen!“

„Herr Friedrich!“ Frau Trude legte ihre Hand auf seinen Arm und sprach in sehr ernstem Tone. „Ich verbitte es mir, daß Sie sich da hineinmischen! Hören Sie? Es ist nicht Ihr Amt, unsere Ehre zu schützen.“

Er wurde blutrot. „Ihr Mann ist eingesperrt, Frau Tattenbach.“

„Ein Grund mehr, daß Sie nichts tun, was Ihnen und mir nicht zur Ehre ausgelegt werden könnte. Die Zungen sind rasch, Herr Friedrich.“

„Weiß ich. Hab schon öfter mal einen auf's Maul geklopft, das hinter Ihnen hergegeistert hat. Also dann: davon nichts mehr. Aber es ist noch genug, was mich selber angeht. Ich gehöre auch zu dem hungrigen Volk, zu den fahrenden Lumpen. Und Ihr Mann muß befreit werden.“

„Das geht nicht.“ Jeremi sprang auf-fallend eifrig hinzu. „Das Spreizenhaus ist verschlossen und hat Gitter vor den Fenstern. Keiner kommt hinein.“

„Na, kleines Wiesel, der Ortsvorsteher wird wohl einen Schlüssel haben. Und den soll er herausstücken. Dafür steh ich gut!“ Er holte aus der grundlosen Tiefe seines grauen Mantels eine Taschenuhr: „Nicht durch. Ich hab noch eine Vorstellung. Um zehn bin ich frei. Bringen Sie Ihren Wagen immer auf die Chaussee, Frau Tattenbach.“ Er reichte ihr die Hand und schüttelte sie heftig. „Sie gehn über die Grenze, nicht? Ich vielleicht auch. Also auf Wiedersehen!“

„Machen Sie keine Dummheiten, Herr Friedrich.“

Er schlenkerte schon über den Platz. Wenn die Zipfel seines grauen Mantels aufstiegen, blinkte das rosarote Trikot hervor.

Frau Trude spürte eine bange Ahnung. Einen Augenblick überlegte sie. Hier spannen sich Dinge an, deren Ausgang niemand vorhersehen konnte. Auf alle Fälle war es gut, den Wagen in Sicherheit zu bringen.

„Wir fahren! Spann den Schimmel ein, Jeremi!“

Sie sagte dem Lebkuchenhändler Bescheid: falls ihr Mann sich einstellen sollte, würde er sie oben auf der Chaussee, an der Waldlichtung, finden.

Dann entfernte sich der Wagen.

Von den Juden, durch die der Bericht des langen Friedrich lief. Zornig wiederholte es einer dem anderen: „Fahrende Lumpen.“ „Hungriges Volk.“ „Diebsbagasche.“ Mit finsternen Mienen, in rauhem Tone, mit höhnischem Lachen sprach man es nach. Widertwillig, kurz wurden die Kunden bedient. —

Jeremi führte den Wagen zur Lichtung, ganz von heißen Gedanken in Anspruch genommen. Es verdross ihn, daß der „Onkel Friedrich“ sich einen Mutus holen wollte, den er selber zu erobern gedacht hatte. Der Vater sollte von keinem anderen als seinem Sohn befreit werden! Der Knabe schwankte, ob er seine Mutter ins Vertrauen ziehen sollte. Aber seine Empfindung sagte ihm, daß sie ihn nicht in ein Unternehmen gehen lassen werde, dessen Ausgang doch recht zweifelhaft war.

Es wurde dunkel. Den letzten rosigen Himmelsstreifen im Westen verschluckte die Dämmerung. Blauschwarz lag der östliche Himmel. Sterne flammten auf und sandten schmale, zitternde Lichtfäden durch das Laub der Bäume.

Schweigend saßen Mutter und Sohn auf der Trittleiter des Wagens; sie in der bangen, unglückahnenden Ungewißheit; er in der zitternden Erwartung der Stunde, die ihm die Frau des Gemeindedieners angegeben. In seiner erhitzen Phantasie rollten sich von neuem die Ereignisse des Tages ab, vergrößert, verschärft in dieser Stille und dem Dunkel des Waldes.

„Er hatte grünliche Augen, Mutter!“

„Wer?“

„Der Ortsvorsteher. Wie ein Panther.“

„Denk' nicht mehr daran.“

„Ich sehe sie aber immerzu.“

Sie erhob sich: „Es muß eine Quelle hier in der Nähe sein. Du könntest die Wassertonne füllen.“

Aus einer Hügelwand, die die Lichtung begrenzte, plätscherte leise ein dünner Strahl. Jeremi füllte die Eimer und reichte sie seiner Mutter. Sie entleerte sie in die Wassertonne, welche der Wagen ständig mit sich führte.

Die kleine Wanduhr, tat einen hellen klingenden Schlag.

„Wie spät ist es, Mutter?“

„Halb zehn.“

„Ich gehe einmal ins Dorf hinter.“

„Was?“

„Nachsehen, wie es dort ist.“

„Du bleibst.“

„Mutter!“ Er sagte es bittend.

Sie antwortete nicht; bereitete die Betten im Innern des Wagens, wie sie es allabendlich tat. Dann trat sie hinaus: „Jeremi!“

Keine Antwort. „Jeremi!“

Nichts rührte sich in der Nähe. Auf der Straße zogen ein paar Kirmesbesucher, wild-durcheinander grölend, nach Hause. Vom Dorf klangen abgerissene Töne einer Tanzmusik her auf, ein Schuß knallte, eine Rakete flog empor. Dann glaubte Frau Trude das Klirren einer Mädchens und Liebesgestlüster zu vernehmen. Wieder wurde es still, ganz still. Sie saß auf der Trittleiter und lauschte hinaus: „Jeremi!“ Er meldete sich nicht.

Er ging, wohl wissend, daß ihm Zeit genug zur Verflüchtigung stand, langsam und vorsichtig die Straße zum Dorf hinter, allen in großen Vogen ausweichend, die ihm lachend, sprechend und singend entgegenkamen. Er hätte die Judenstraße gern vermieden, aber es war gefährlich, hinter den Häusern hinzuschleichen; sie waren von Juden bewacht, die jeden fremden Schritt lautkläffend meldeten. Auch kannte er die Wege nicht genau genug, um hoffen zu dürfen, in dem Dunkel sicher und rechtzeitig ans Ziel zu kommen.

In dem noch immer lebhaften Getriebe der Marktes achtete kaum ein Mensch auf ihn. Zu weilen ein Zuruf von Bekannten: „Kleines Wiesel, suchst wohl den Vater?“ Aber er hörte nicht darauf, ging ruhig weiter. Und die Rufenden selbst wurden gleich wieder abgelenkt von ihren Kunden, die sie zu bedienen hatten oder von der gereizten Antwort eines Nachbarn: „Zuchthausfrüchtchen. Gehört zu uns, zur Lumpenbagasche!“ Und zornige Blicke flogen herüber und hinüber und blieben auf den Dorf-bewohnern haften, die noch nie so unfreundlich von den Marktleuten behandelt worden waren.

Das Echo blieb nicht aus. Die Frauen murmelten unter sich und klagten es den Männern. Die zogen mürrische Mienen oder warfen drohende Blicke in die Buden. Die Streitbähne hatten den Hut noch tiefer auf dem Ohr als am Mittag; sie strichen mit Köhnen, heraufzuerufen den Blicken umher und waren zur Stelle, wo sich irgend ein heftigerer Wortwechsel hören ließ. Diesen und jenen hatte der Alkohol zwar vor der Zeit geknickt, aber er hatte reichlichen Ersatz dafür auf die Veine gebracht: alle jene, die in nüchternem Zustande friedlich ihres Weges gehen, aber nach einigen Maß Bier mit den Näusen auf den Tisch hämmern, eine zügellose Kampfeslust unter dem Hut und ein abgebrochenes Stuhlbein sofort zur Hand haben.

Ein eigenartiger, erwartungsvoller Ton lag in allem, was gesprochen wurde. Auf beiden Seiten. Eine unterdrückte Erregung, die durch gelegentlich hingeworfene Brocken noch geschürt wurde, eine gereizte Stimmung gährte in allem. Der Sohn ging um und die Mut.

Aber das schrille Geleier der Karussell-ergel tönte noch unaufhörlich durch's Dorf. Die Musiker der Schaubuden luden mit heiseren Stimmen immer wieder zur allerletzten Vorstellung ein. Auch der Wirt tanzte und brummte noch. Das Kaspertheater war von einer dichten Menge, meistens Erwachsener, umlagert. Der Sanswurf machte gefährliche Späße. Unter anderem klopste er eine Puppe mit den Worten: „Daß einen Apfel gestohlen, du Zuchthausfrucht! Dein Leben muß hin! Schwapp, sieh das haste davon! 'u andermal friß Bohnen.“ Das wurde noch bejubelt. Dann aber fragte den Sanswurf eine Puppe: „Wer biste denn eigentlich, daß du so dämlich daherreden kannst.“ „Ich bin der Gemeindevorsteher von Grevesberg! Du aber bist fahrende Lumpenbagasche und gehörst ins Spreizenhaus!“ Hier mischte sich Murren in den Beifall, und das Lachen klang dünn. Man sah sich unsicher an: war das nun Sohn? Und wem galt er? (Fort. folgt.)

Abessinien.

Von J. Wleie.

Nach vor wenigen Jahrzehnten gab es in Afrika ein Land, das, obgleich den alten Griechen und Römern wohlbekannt und allezeit in Europa viel genannt, dennoch eines der unbekanntesten Gebiete geblieben war. „Im dunklen Weltteil“ war Abessinien beinahe das dunkelste Land, bis es unserer Zeit gelang, nach und nach mehr Licht über dasselbe zu breiten und es in den Kreis der „europäischen Bestrebungen“ wieder hineinzuziehen, denen es seit der Lösung seines einstmaligen Zusammenhanges mit den Portugiesen entzogen war.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt uns schon, daß die geographische Lage Abessiniens von großer Bedeutung ist. Einerseits ist es hineingeschoben zwischen zwei Hauptverkehrsadern, die seit den ältesten Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt haben; zwischen das rote Meer, dessen westliche Küste einstmalig seine Grenze gewesen ist und dem es jetzt auch bei Massana auf einige Stunden Entfernung nahe kommt, und dem alleherwürdigen Strom, mit dem so viele Erinnerungen aus der früheren Geschichte verbunden sind und der, aus dem Herzen Afrikas entstammend, Hunderte von Meilen weit ein für Afrika wie für Europa wichtiges Land durchfließt, dem Nil, dessen einer Quellstrom der Wahr el Affal oder blaue Nil, mitten in Abessinien entspringt, während der andere Quellstrom, der Wahr el Abiad oder weiße Nil, nur wenige Tagereisen von der Grenze entfernt ist. Sodann erstreckt sich Abessinien seiner ganzen östlichen Seite nach parallel mit Arabien, insolge dessen denn auch in alten Zeiten ein lebhafter Verkehr zwischen beiden Ländern bestand. Endlich ist Abessinien durch seine Lage dasjenige Gebiet des dunklen Erdteils, das vermöge seiner von Norden nach Süden sich hinziehenden Gestalt ganz besonders geeignet war und ist, den Verkehr eines großen Teiles von Innerafrika mit dem Roten Meere und dadurch mit Europa zu vermitteln.

Das Hauptplateau von Abessinien, das sich wie eine Riesenterrasse erhebt, bildet eine Art Insel, einen kompakten Block, es besitzt eine besondere Gestalt, die auf keinem anderen Punkte des schwarzen Kontinents angetroffen wird. Es erstreckt sich südöstlich zwischen den Zuflüssen des blauen Nils und dem Roten Meer vom 15. bis 8. Grad nördlicher Breite. Das Hochland erhebt sich vom 15. Grad nördlicher Breite an nach Südsüdost; es verbreitert sich durch Simen, Godjam, Enarya und Kosa allmählich gegen den Erdgleich hin. Gegen Süden wird die Erhebung des Landes immer bedeutender; sie fällt nach Nordwest ab. Die durch Abessinien fließenden Ströme nehmen ihren Hauptlauf von Südost nach Nordwest. Sie graben sich zum Teil tief eingeschnittene Betten. An ihren Talwänden erheben sich, wie z. B. am Takaze, kahle Felsgrate, zum Teil über auch, oft mit wunderbarer Regelmäßigkeit, terrassierte, waldbewachsene Bänke. An den Flußläufen existiert eine reiche, häufig urwaldartige Vegetation. Abessinien enthält zahlreiche Seen. Unter ihnen ist der Tzana oder Tana in Amhara der ausgedehnteste. In den Kosa ergießt sich der Fluß Gauasch, der etwa unter dem 9. Breitengrad in Adda Berga entspringt. Im Süden von Wodjerat erstreckt sich in einem romantischen Tale der Aschangijee. Den Quarze in Gurague, mit angeblich fünf von Christen bewohnten Inseln, umhüllt noch der Schleier des Unforschlichen.

Das Land besitzt mächtige Berge und Bergketten. Der Ras Dajam ist 15 409 Fuß, der Ras Jared 14 077 Fuß, der Ras Degjam (oder Gelschen) 13 869, der Buahit 13 477 Fuß hoch. Hier gibt es Hochpässe, wie z. B. den 11 812 Fuß erreichenden Selli-Paß. Die Hochebenen erstrecken sich ungefähr in den Höhen von 7000

bis 13 000 Fuß. In einer Höhe von 13 400 Fuß zeigt sich die Schneegrenze. Gegen das Rote Meer hin dacht sich Abessinien allmählich ab. 10 Stunden von der Küste entfernt, behauptet das Gebiet noch 500 bis 600 Fuß Höhe. Längs des Meeres von Nord- und Mittelabessinien erstreckt sich die niedrige Küste Sambara. Am Fuße von Südabessinien, von Schoa, dehnt sich eine ähnliche, stellenweise noch kahlere Küste, die Adajel. Letztere ist übrigens breiter sie schneidet tiefer in das Alpengebiet ein, als erstere. Von den Arabern werden diese flachen abessinischen Küstenstreifen auch schlechtthin Tehanta oder Söhil, Sahel, genannt.

Das Klima ist trotz der Nachbarschaft des Äquators, dank der Gebirge gemäßigter und bietet einen tatsächlichen Gegensatz zur glühenden Hitze der Sandebenen in der Umgebung. Das Thermometer schwankt dort zwischen 14 und 27 Grad; auf den Bergen sinkt die Temperatur noch bedeutend tiefer; es fehlt dagegen der ewige Schnee. Da Abessinien, wie alle intertropischen Gegenden, der regelmäßigen Wirkung der periodischen Winde unterworfen ist, so kennt man nur zwei Jahreszeiten: die trockene, die vom 15. September bis 10. Mai dauert, und die Regenperiode, der Winter jener Gegenden, die den ganzen Rest des Jahres beansprucht.

Das ganze Abessinien teilen die Eingeborenen, wie Heuglin berichtet, in drei Regionen ein, und zwar je nach der Höhe, zu der sich dieses Riesenterrassen erhebt. Die unterste Partie, die für die geologischen Verhältnisse Abessiniens Tiefland genannt wird, heißt die Kola oder Duola und umfaßt eine derjenigen Niederungen und Flußtäler, die nach Heuglin weniger als 5500 Fuß Meereshöhe haben. Hier findet sich eine überaus üppige tropische Vegetation: Waldungen von Tamarinden, Stigilien, Baobabs, Sykomoren und Delbäumen, die eine Höhe von 60–80 Fuß und einen Durchmesser von drei bis vier Fuß erreichen, wechseln ab mit herrlichen, reich bewässerten Weideplätzen und mit den von Moos, Mimosen, Euphorbien, Akazien und unzähligen Blumen wie mit farbenprächtigen Teppichen überdeckten Felspartien. Unter den Blumen verdient besonders genannt zu werden die herrliche, aber giftige rankende Prachtlilie, die unter dem Namen Gloriosa oder Methonica superba, bei uns eine hervorragende Zierde der Gewächshäuser bildet. Das Land ist überaus fruchtbar, aber der Aufenthalt ist wegen der vielen Feindlichkeit sehr gefährlich; es werden diese Gegenden daher von den Eingeborenen möglichst gemieden. Hier ist der Tummelplatz zahlreicher Herden von Büffeln, Elefanten und Flußpferden, vielen Arten von Antilopen, unzähligen Affen, zu denen sich auch Löwen, Leoparden, Hyänen und andere Raubtiere gesellen.

Die zweite Region heißt Woina-Defa und hat ihren Namen nach dem hier vielfach vorkommenden Weinstock. Der genannte Forscher schätzte sie auf den Höhen zwischen 5500 und 7500 Fuß. Hier finden sich herrliche Waldungen von Nadelhölzern, namentlich in den höheren Lagen, von Zedern, Wacholderbäumen, die bis zu 100 Fuß hinaufstreben, von Nisangs und Feigenarten. Der vielvorkommende Banzabaum, der oft eine Stammesdicke von vier Fuß erreicht, liefert gutes Bauholz, und seine süßen Früchte sind eine beliebte Speise der Armen, wie auch diejenigen des Schuala, einer Baumart, die bei einer Höhe von 40 Fuß bis zu 7 Fuß dicke Stämme aufweist. In den tieferen Lagen kommt der Zitronenbaum wild vor; für alle europäischen Fruchtbäume eignen sich diese Gegenden vorzüglich. Der Weinstock ist hier zu Hause und nicht weniger der Kaffeestrauch; in zwei südabessinischen Landschaften, Enarea und Kassa, kommt er sogar weit und breit wild vor, wie denn auch diese Gegenden den dortigen Ueberlieferungen zufolge die eigentliche Heimat des Kaffees sein sollen. Jedenfalls ist es

historisch wahrscheinlicher, daß der Kaffeebaum von Abessinien nach Arabien als umgekehrt gebracht worden ist, da sich in geschichtlicher Zeit keine Einwanderung aus Abessinien nach Arabien nachweisen läßt, während tatsächlich ein abessinisches Reich mit der Hauptstadt Axim sich über das Rote Meer hinaus bis tief nach Arabien hinein ausgedehnt hat.

Die dritte Region, die von 7500 Fuß Höhe bis zur Höhe von 13 000 Fuß sich erstreckt, wo die Grenze der landwirtschaftlichen Kultur sich befindet, heißt die Defa. Sie nimmt den größten Teil des Landes ein. Hier finden sich als Besonderheiten des Landes der starke und nützliche Kaffeebaum, die baumartig sich erhebende riesige Distel und die merkwürdige palmarartige Tschibarra. Die hochgelegenen Gegenden der Defa sind meist reiche Alpenwiesen, mit unzähligen farbenprächtigen Blumen übersät, wie diese überhaupt in keinem anderen Lande in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit sich finden.

Abessinien scheint auch nicht arm an nutzbaren Erzeugnissen des Mineralreiches zu sein. Größere Lagerstätten des Goldes sind hier bis jetzt allerdings nicht wahrgenommen. Es findet sich allem Anschein nach nur zerstreut, so am Ras Gedam, unfern Massana. Eisen ist vorhanden. In Schoa zeigen sich verschiedene Erze; am meisten wird Brauneisenstein gewonnen, Schwefel kommt in der Adajelküste und in den erloschenen Feuerbergen von Mentshar vor. Die Abessinier verbrauchen dieses Produkt bei der Pulverbereitung. Steinkohlensföze finden sich in den Sandsteinen im Süden Schoas. Braunkohlensföze sind im Goangtal zwischen Tembea und Tschelga aufgedeckt. Abessinien ist reich an Kochsalz. Ein großes Salzreservoir bildet der Wacher-Affal, einige Stunden von Tedjura. In der Oberfläche dieses 570 engl. Fuß unter dem Spiegel des Roten Meeres gelegenen, ovalen Beckens erzeugt sich durch Verdunstung eine zwei Zoll dicke Kruste von Chlornatrium. Die in den See ausmündenden Regenströme ersehen in der nassen Zeit den Wasserverlust. Steinsalz wird auf der Hochebene Taltal um den See Abelbad, östlich vom Agame, gebrochen. Plastischer, zur Verfertigung von Pfeifenköpfen usw. geeigneter Ton wird unter anderem bei Gasat gegraben.

Außer dem Golde, das exportiert wird, gelangen zur Ausfuhr Felle (Ochsen-, Ziegen- und Schaffelle), Elfenbein, das in beträchtlicher Menge vorläufig noch vorhanden ist, Honig und Kaffee. Der Honig Abessiniens ist ein wertvolles Produkt; es wird meistens von wilden Bienen gewonnen. Die Abessinier benutzen ihn vielfach zur Bereitung eines dort sehr geschätzten und beliebten Honigweines. Obwohl die zahlreichen abessinischen Stürchen selbst viel Wachs verbrauchen, so werden doch über 400 Zentner davon ausgeführt. Die Provinz Narrar, an deren Spitze der vielgenannte Ras Makonnen stand, erzeugt einen vorzüglichen Kaffee, der dort sehr billig ist und deshalb in großen Mengen nach Aden gebracht wird, von wo man ihn als arabischen Koffee weiter verkauft. Der Kaffee gedeiht an vielen Stellen ohne jede Pflege; sein Konsum im Lande selbst ist sehr gering, da die Abessinier ihn größtenteils meiden, wahrscheinlich, weil sie ihn als ein Lieblingsgetränk der verhassten Mohammedaner verabscheuen. Die Baumwolle wird nicht in dem Maße gebaut, daß der Bedarf des Volkes gedeckt werden kann. Es fehlt ferner auch nicht an geeigneten Ländereien. Man könnte sehr leicht den achten Teil Abessiniens mit der nützlichen Pflanze bestellen. Leider überläßt man ihn lieber den wilden Bestien als Tummelplatz. Zwischen 3000 und 5000 Fuß Höhe gedeiht eine vorzügliche Qualität; trotzdem bezieht man Baumwolle aus fremden Ländern. Rauchtabak wird im Lande selbst gebaut und fabriziert, Schnupftabak dagegen, den man nicht zu bereiten versteht, von Massana

bezogen. Die Summe, die jährlich aus Abessinien nach Massana wandert, ist sehr groß. Dagegen gedeihen in Abessinien der Indigo und das Zuckerrohr. Die Zahl der abessinischen Getreideorten und Stillsenfrüchte wird auf 36 angegeben. Haupterwerbszweig ist der Ackerbau, der allerdings nur sehr primitiv betrieben wird. Die Wareneinfuhr beträgt an Wert etwa 17 Millionen, die Ausfuhr 14 Millionen Mark. Als Geldstücke kennt man in dem Lande nur den Maria-Theresien-Taler; als kleineres Geld benützt man Salzstücke oder Landeserzeugnisse. Zum Messen bedient man sich hölzerner Gefäße, die man aus Baumrinden schneidet, ungefähr so, wie man sie bei uns für das Getreide braucht, nur knorriger und jedenfalls nicht so genau. Als Längenmaß dient der Arm von der äußersten Fingerspitze bis zum Ellenbogen.

Addis Abeba, die Hauptstadt Abessinien und der Wohnort des Regens Menelik, ist das Zentrum der eingeborenen Klein Händler, der Magadi. Diese führen einzeln oder in Karawanen, die dort eingekauften europäischen Waren bis in die entlegensten Teile des Reiches und in die an das Hochland grenzenden Negerländer und finden überall gut zahlende Abnehmer. Hat ein solcher Magadi seinen Warenvorrat abgesetzt, mit einem Nutzen, der mit der Entfernung von Addis Abeba oder einem anderen Markte wächst, so beladet er seine Tragtiere mit den jeweiligen Landesprodukten, z. B. Staffee, Elfenbein, Wachs, Sänten usw., die er nach Addis Abeba bringt. Er besorgt auf diese Weise den Ankauf und Transport der Landesprodukte für die europäischen Großhändler in Addis Abeba.

Die Männer Abessinien zeigen im allgemeinen eine mittlere Größe. Die Nase ist gerade oder etwas, manchmal sogar stark, gebogen. Sie hat einen meist schmalen Rücken, aber breite Flügel und eine häufiger stumpfe als scharfe Spitze. Die Oberlippe ist nicht sehr hoch und grenzt sich gegen die Wangen mit einer von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln herabziehenden Nasenlippenrinne ab. Der Mund zeigt sich gewöhnlich etwas vorstehend, die Lippen sind sehr fleischig, selbst wulstig, das Kinn etwas spitzig, aber auch hier und da gerundet. Die Augen der abessinischen Männer sind groß, von lebhaftem und intelligentem Ausdruck. Diese Leute schließen, wie die meisten Afrikaner, die Augen gern vor dem Sonnenglast, was ihnen ein unwirksames, unsicheres, ja lauerndes und perfides Aussehen verleiht. Das schwarze, nicht grobe Haar ist gekräuselt, manchmal wie beim Nigritier in kleine den Strähnen des Stapels der Schafwolle ähnliche, eng gekräuselte und umeinander gedrehte Büschel gesondert. Uebrigens sind die meisten Abessinier imstande, ihr Haupthaar in 150—200 ja 250 Millimeter lange Zöpfe oder Flechten zu ordnen. Der Bart ist schwach. Die Hände und Füße zeigen sich etwas groß, mit ausgebreiteten Sohlen und gespreizten Zehen. Eine harte Schwielenhaut bedeckt, als Folge des Barfußgehens im Gebirge, die an sich zwar nicht unschönen, aber doch gewöhnlich sehr abgebrauchten und ausgebreiteten Füße. Die abessinischen Frauen sind meist unter, selten von Mittelgröße. In gebirgigen Gegenden entfalten sie einen guten Wuchs. Namentlich entwickelt die Jugend hier beträchtliche Reize. Ein zwar stumpfes, aber doch anmutiges Gesicht, mit großen dunklen Augen, wohlgerundete Schultern, pralle, halbkugelige Brüste mit nicht großen Warzen, eine zierliche Taille und proportionierte Verhältnisse der Arme und Beine gehören unter den Töchtern von Habesch bis zu deren 15.—17. Jahre nicht zu Dingen, nach denen ein Anthropolog lange suchen müßte. Natürlich dauert hier, wie überall im Süden, der Schönheitszustand nicht lange.

Die Hautfarbe mancher Eingeborenen ist gelbbraun, bald dunkel, bald heller, häufig mit einem Stich ins Rotbraune. Es zeigen sich aber auch dunkle Nuancen in Schwarzbraun und in

Grünlichbraun. Die Lippen sind bräunlichrot, öfter mit einem Stich in Grauviolett, seltener kirschrot.

Man trägt in Abessinien bis über die Senie reichende, enge Kleider. Um den Leib wird roter oder weißer Stoff als faltige Binde geschlagen. Der Oberkörper bleibt entweder entblößt oder man bedeckt ihn mit einem jener kurzen aber weitaermeligen Baumwollentüchern, wie sie auf allen ostafrikanischen Märkten in den Verkehr gelangen. Ein notwendiger Bestandteil der abessinischen Männertracht ist die Schama, eine weiße, baumwollene Toga, die mit einem farbigen, meist roten oder blauen, etwa 50 oder 60 Millimeter breiten, entweder aufgenähten oder eingewirkten Streifen versehen ist. „Vornehmere“ bedienen sich auch wohl jener an den Enden mit schmaleren, roten, blauen und vielfarbig eingewebten Streifen versehene Umhängelichter, die von Coromandes aus auf die abessinischen und sennaarischen Handelsplätze gelangen. Mit der Schama weiß sich der Eingeborene in tausendlerlei Arten, manchmal recht malerisch, zu umhüllen. Die ursprünglich weiße Farbe weicht nach längerem Gebrauch einem schmutzigen Braun. Vor den „Höheren“ entblößt man den Oberkörper, selbst von der Schama. Krieger hängen noch Felle von Schafen und Ziegen, oft recht zottig-behaarte, über die eine Schulter. Auszeichnend ist für sie der Lumbd oder Pelztragen mit ausgezacktem oder pelzverbräuntem Rande, wozu zuweilen ein Löwen- oder Leopardentzief dient. Ein Lumbd aus dem Felle der Gazelle, des schwarzen Leoparden, bedeutet in Schoa soviel wie bei uns ein Adelsdiplom. Manchmal sind diese Lumbde mit Silberblättchen hübsch ausgeschlaktet. Schoaner Häuptlinge legen auch wohl eine buntseidene Weste an, wie denn von seiten der „Vornehmen“ dieses Gebietes seidene Kastaue sehr gern gelitten sind. Anführer schmücken sich mit dem Akodama, einer massiven, quer vor der Stirn befestigten Silberstange, von der viele Stetchen und Plättchen aus gleichem Metall herabhängen. Dieser Akodama wird öfter von wehenden Straußfedern überragt. Zu den auszeichnenden Stücken hervorragender Kriegerleute gehören ferner Armschienen aus starkem Silberblech, zuweilen mit Gold besetzt, seltener aber, wie bei den Tcherlessen der noch mit einem Handstück versehene Stahlhandschuh. Niemals mangelt dem abessinischen Christen eine dunkelblau seidene Schur, die um den Hals gelegt und Mateb genannt wird. Sie dient gewissermaßen als religiöses Abzeichen. Kopf und Füße läßt man unbedeckt. Nur Mohammedaner bedienen sich der Sandalen.

Die Geistlichen scheeren den Kopf glatt und schlingen um diesen einen Turban von weißer, roter oder gelber Farbe. Sie tragen ein bis zum Nabel reichendes, weitaermeliges Hemd, ferner weiße, weite Hosen und eine weiße Leibbinde. Die meisten werfen dann noch die Schama über. Allgemein werden, selbst von Männern, Sonnenschirme benützt. Bei den Kernerren sind diese aus Baumwolle, bei den Vornehmen aus Seide gefertigt. Mit derartigen Geräten wird ein großer Luxus getrieben. Niedrige Schirme überdachen den Herrscher Schoas, sobald er hoch zu Ross oder Manttier in seinem Poup einherreitet. (Schluß folgt.)

Tiere als Heuchler.

Von Th. Zell.

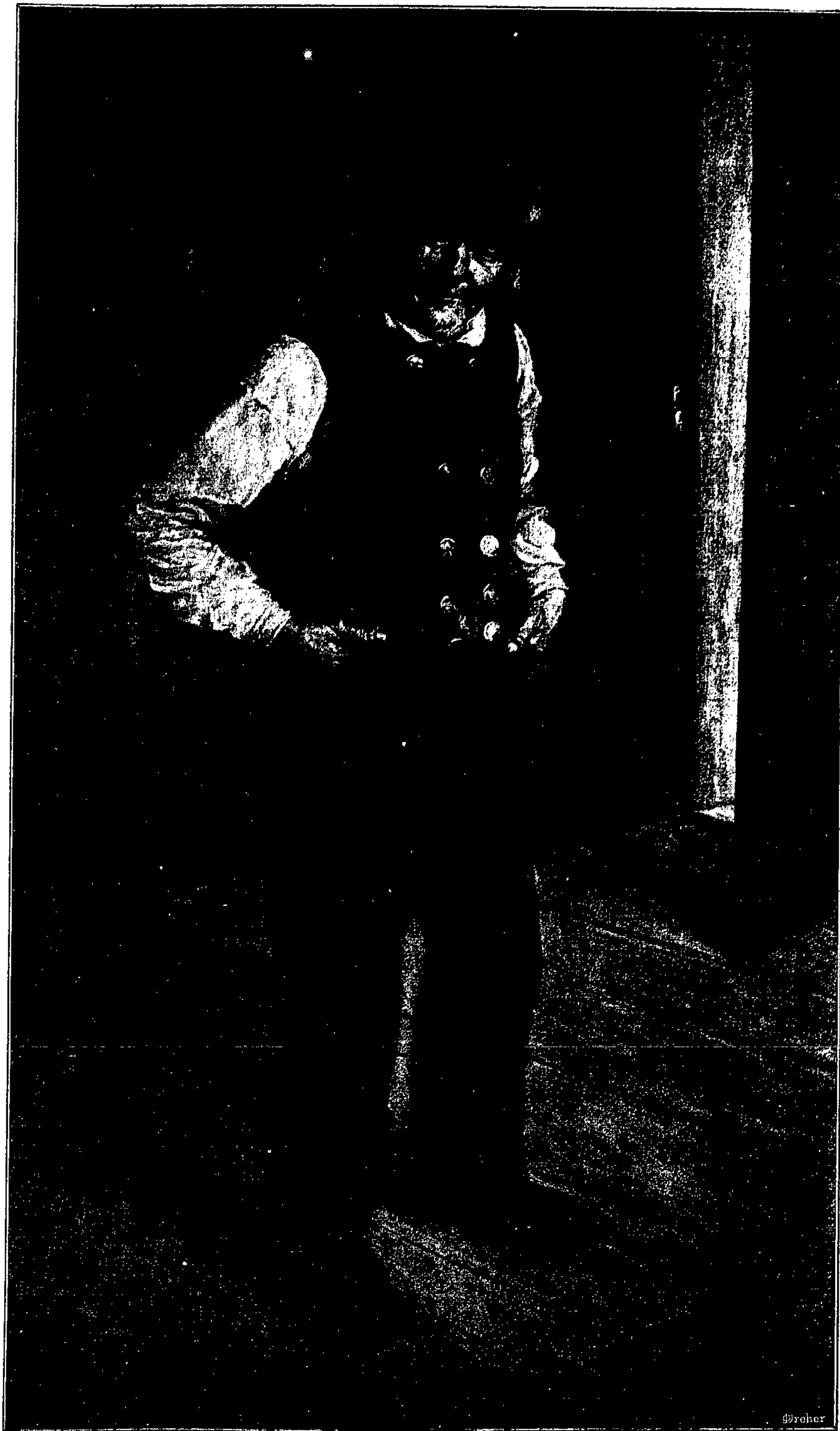
Dichter und Gelehrte haben vielfach die Behauptung aufgestellt, daß das Tier sich dadurch vorteilhaft vom Menschen unterscheidet, daß es der Verstellung unfähig sei. Selbst bei Tierpsychologen trifft man die Meinung an, der Tierarzt habe eine leichtere

Aufgabe als der Menschenarzt, denn die Tiere verstellten sich nicht. Diese Ansicht ist jedoch irrig, wie sich aus nachstehendem ergeben wird. Im Altertum huldigte man der entgegengesetzten Meinung und zwar vielfach mit Recht. So schildert uns schon Xenophon die Verstellungskünste der Wölfe, die sie anwenden, um trotz der Hirten und Hunde Beute zu machen, genau so wie der alte Gelehrte. Was die Alten ferner von den Verstellungsmitteln Kleines erzählen, ist gewiß stark übertrieben, aber ein gewisser Kern von Wahrheit steckt darin. So schreibt z. B. Oppian: „Führt der schlaue Fuchs ein Gelüste nach Vogelfleisch, so weiß er sich recht artig zu helfen: Er legt sich auf den Rücken, streckt alle Beine von sich, schließt Augen und Maul und stellt sich tot. Nun kommen die Vögel in Menge und begannen an dem vermeintlichen Nase zu rupfen und zu zupfen. Kommt ihm aber ein Vogel ans Maul, schnapp, da hat ihn der Schalk zwischen den Zähnen und läßt ihn sich ganz herrlich schmecken.“

Der Bericht ist deshalb nicht ganz unglaubwürdig, weil der bekannte Naturforscher v. Sömmerring etwas Ähnliches erzählt. Er schreibt: „Daß unser Raubritter alle Vögel greift, ist unzweifelhaft; es erscheint mir jedoch auch wahrscheinlich, daß die alten Schilderungen der Art und Weise, wie er es anstellt, solche zu überlisten, teilweise richtig sind. Wenn der Fuchs, um sich zu sonnen, auf einer Waldblöße liegt, versammeln sich Krähen in immer wachsender Anzahl unter stetem Lärm und rücken dem Fuchse, welcher regungslos daliegt, allmählich näher, bis ein sicherer Sprung des Totgegläubten einen der Schreier zum Opfer fordert. Mein Vater hörte einmal im Mai, ehe es noch junge Krähen gab, von fern anhaltende Schreien der Krähen eines Waldes, und vermutete, daß dasselbe einem Raubvogel gelte. Schon in die Nähe gekommen, vernahm er einen furchtbaren Lärm, welcher sich auf ihn zu bewegte, und bald sprang ein Fuchs mit einer Krähe im Munde vorüber, gefolgt von einem ganzen Schwarm schreiender Genossen des Opfers. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß das plötzliche Aufschreien aller Krähen der Augenblick bezeichnet, an welchem der Fuchs eine derselben ergriff.“

Daß übrigens Raubtiere sich verstellen, um ihre Opfer anzulocken, ist etwas ganz Bekanntes. Beispielsweise schreibt Scammon von einer schlumpfen Robbe, wie dem Seelöwen, daß sie folgende List gebraucht, um sich eines Seevogel zu bemächtigen. Nach seinen Beobachtungen tauchen sie angesichts einer Möwe tief in das Wasser, schwimmen auf ein gut Stück unter den Wellen fort, erscheinen vorsichtig an einer anderen Stelle wieder an der Oberfläche, strecken jedoch nur die Nasenspitze aus dem Wasser und bringen nun, wahrscheinlich mit Hilfe ihrer Schnurrhaare, das Wasser in eine drehende Bewegung, in der Absicht, die Aufmerksamkeit der fliegenden Möwe auf sich zu lenken. Die Möwe glaubt, irgend ein Wassertier zu sehen, stürzt sich herunter, um dasselbe zu fangen, und ist einen Augenblick später von dem Seelöwen gepackt und unter das Wasser gezogen, bald darauf auch zerrissen und verschlungen.

Ja selbst unser als biederer und gerader Charakter bekannter Würger soll nach Krements der Brünstschrei des Eiches nachahmen, um diesen zu berücken. Aber wie soll man sich darüber wundern, wenn selbst ein so anscheinend stumpfsinniger Fisch wie der Wels seine Bartfäden benützt, um Fische heranzulocken. Jeder Hundebesitzer wird übrigens ohne weiteres bestätigen, daß Tiere sich vortrefflich verstellen können. Mit derartigen Geschichten von schauspielenden Hunden ließen sich ganze Bände füllen. Jeder Hundekenner weiß, daß Hunde, die Appetit auf Braten und dergleichen haben, jedoch nur



Der alte Sepp. Nach einem Gemälde von Hans Best.

lockeres Prot erhalten, es anscheinend gierig erfassen, aber in der Stille nach einem entlegenen Orte verschleppen. Eine andere Art der Schauspielerei habe ich unzähligmal gesehen. In einer befreundeten Familie, die einen sehr lebhaften Hund besaß, war der Hausherr ein überaus gutmüthiger Herr. Die natürliche Folge war die, daß die Herrin um so energischer auftreten mußte, damit seine Gutmüthigkeit nicht allzusehr ausgenutzt wurde. Auch dem Hund gegenüber vertrat sie mit Recht den Standpunkt, daß er bis nach Schluß des Essens auf sein Depulat warten sollte. Ich bin nun sehr häufig am Sonntag Mittagsgast dort gewesen und habe regelmäßig folgendes erlebt: Solange die Herrin des Hauses anwesend war, lag mein Stöter mäuschenstill an dem ihm bestimmten Orte und wagte nicht, sich bemerkbar zu machen. Mußte jedoch die Hausfrau aus irgendeinem Grunde das Zimmer verlassen, beispielsweise um nach der Küche zu gehen und nachzusehen, ob alles ihren Anordnungen entsprechend geschah, flugs war mein Hund am Tische und bettelte in der unerschämtesten Weise bei seinem Herrn, und zwar gewöhnlich mit Erfolg. Kaum hörte er jedoch die nahenden Schritte der zurückkehrenden Herrin, so legte er sich flink auf die alte Stelle hin und tat heuchlerisch so, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Ähnliches berichtet Rektor Gräßner von seiner deutschen Dogge Tom: „Am gräßlichsten war sein Benehmen, wenn sich ihm Gelegenheit darbot, meinen Töchtern einen Gegenstand, mit welchem sie sich gerade beschäftigten, etwa ein paar zusammengefaltete Strümpfe, einen großen Wollentümel usw. heimlich, wie er sich einbildete, wegzustibitzen und in seinen großen Raden verschwinden zu lassen. Suchten dieselben dann den geraubten Gegenstand absichtlich mit auffällender Emsigkeit, so hatte er seinen Zweck erreicht, er nahm unter besonders gemessener Haltung eine möglichst einfältige Miene an, um zu zeigen, daß er keine Ahnung von dem Grunde der stattfindenden Aufregung habe, und gab das Vermisste unter schlaudem Blinzeln nicht früher heraus, als bis man sich direkt an ihn mit der Frage gewandt hatte: „Tom, weißt du denn nicht, wo . . . hingekommen ist?“ War ich zufällig bei diesem Spiele zugegen, so kam er, ehe jene Frage an ihn gestellt und er sich mit einem Blide auf die Mädchen überzeugt, daß er nicht beobachtet wurde, unaufgefordert zu mir, sperkte sein Maul so weit auf, daß ich den gesuchten Gegenstand erblicken mußte, warf mir einen verständnisinnigen, schelmischen Seitenblick zu, um dann im Umdrehen das vorher gezeigte dumme Gesicht wieder anzunehmen und auf seinen Platz zurückzukehren.“

Aber nicht nur Raubtiere besitzen die Kunst des Verstellens. So erzählt J. Franklin von einem Schweine folgendes: Auf einem Schiff lebten ein Hund und ein Schwein in guter Freundschaft, gingen und sonnten sich miteinander, fraßen aus einer Schüssel, nur um das Hundehaus stritten sie, welches manchmal das Schwein zum Verdruß des Hundes in Beschlag nahm. An einem stürmischen Abend wollte es dieses wieder tun. Aber der Hund lag schon darin. Da nahm das Schwein eine Zinnschüssel in das Maul und tat in einiger Entfernung, als ob es daraus fräße, worauf der Hund herbeilief, das Schwein aber eiligt in dessen Stall.

Auch die fliehenden Pflanzenfresser retten sich nicht nur durch die Schnelligkeit ihrer Füße, sondern wenden mancherlei Listen an. Schon Melian schreibt: Der Hase begibt sich nie in sein Lager, ohne vorher seine Spur zu verwirren, und dadurch den nachfolgenden Jäger zu täuschen. So betrügt das listige Tier die Klugheit des Menschen. — Die Bemerkung ist durchaus zutreffend. Der Hase geht, wenn er ins Lager will, erst über dessen Stelle hinaus, dann eine Strecke seiner eigenen Spur zurück, macht

mehrere Kreuz- und Quersprünge, wovon ihn der letzte zum Lager bringt.

Uebrigens macht Freund Lampe solche Wiederläufe nicht nur, wenn er sich nach seinem Lager begibt, sondern auch, wenn er sich auf der Flucht befindet. Hunde, die seiner Spur folgen, haben natürlich die allergrößte Mühe, aus diesem Wirrsal sich zurechtzufinden.

Ähnliche Heuchelei können wir bei gezähmten Affen und anderen intelligenten Geschöpfen wahrnehmen. So schmeicheln Papageien und Affen oft denen, die sie beißen wollen. Mengger berichtet von seinem Kapuzineraffen, daß er, wenn er von jemand beleidigt war, sich ganz freundlich gegen ihn stellte. Er wollte ihn dadurch sicher machen, nahm aber, sobald sein Zweck erreicht war, furchtbar Rache. Ähnliches, was Gomeber vom Fuchse erzählt, wird vom Affen berichtet. Ein zahmer Affe in Indien, dessen Futter die Krähen oft plünderten, stellte sich einst tot, fing aber die erste Krähe, die er erwischen konnte, rupfte sie und warf sie dann in die Luft, wo sie von ihren Genossen totgebächt wurde, die dann des Affen Futter weiter nicht mehr angingen. Im Brökmannschen Affentheater, wo ich dem Ankleiden der Affen zusah, war es spaßhaft zu sehen, wenn einer der vierhändigen Künstler den ihm vorgehaltenen Nermel anscheinend nicht sah, sondern mit der ausgestreckten Arme daneben fuhr. Ähnliche Verstellungen werden vom Elefanten berichtet.

Eine bekannte Heuchelei bei Tieren ist das Sichtsstellen, um das gefährdete Leben zu retten. Nicht nur Insekten machen hiervon Gebrauch, sondern auch Raubtiere wie das Drossel und unser Wiesel. Von dem letztgenannten berichtet Freiherr v. Droste-Hülshoff im „Zoologischen Garten“ folgenden Fall: „Auf einem Spaziergange Ende Mai 1872 wurde meine Aufmerksamkeit durch auffallende, augenscheinlich von einem Tiere herrührende Töne in meiner Nähe erregt. Ich begab mich an die Stelle, wo ich die Töne vernommen hatte, und bemerkte ein altes und zwei junge Wiesel, welche letztere bereits mindestens die Größe eines alten erreicht hatten. Bei meinem Erscheinen entfernte sich das alte Wiesel schleunigst, die beiden jungen drückten sich an den Boden und machten es mir dadurch möglich, das eine derselben durch einen raschen Griff im Genick zu erfassen; das andere entfloß darauf eiligst. Auf das klägliche Betergeschrei des von mir in der Hand gehaltenen erschien nun augenblicklich das alte und rannte unausgesetzt und mit unglaublicher Schnelligkeit in einer Entfernung von 1 bis 2 Fuß um mich herum; den wiederholten Streichen meines mit der linken Hand geführten Regenschirmes wich das Wiesel geschickt aus und erreichte ich damit nur, daß ich meinen Regenschirm zerbrach. Nachdem dieses nun etwa fünf Minuten gedauert hatte, setzte ich meinen Weg fort unter Begleitung des alten Wiesel, welches mich aber, nachdem ich 30—40 Schritte zurückgelegt hatte, verließ. Sofort änderte das junge seine Taktik. Nachdem es nämlich unter fortwährendem Geschrei versucht hatte, sich zu befreien, hörte dieses nunmehr gänzlich auf; es hing ganz schlaff in meiner Hand, schloß die Augen, sperkte schließlich auch noch das Maul ganz weit auf und war augenscheinlich tot. Da ich das Wiesel lebend behalten wollte, so war mir diese Entdeckung nicht angenehm und um so auffällender, als ich dasselbe, um es nicht zu ersticken, nur mit zwei Fingern an den starken Halswirbeln gefaßt hatte. Es war und blieb aber tot und alle Bemühungen, ein Lebenszeichen von demselben zu erhalten, blieben fruchtlos. Ich trug es daher noch eine Strecke und warf es dann mitten in einen kleinen Teich, an dem mein Weg vorüberführte. Kaum hatte es die Wasserfläche berührt, als es auch schon zu meiner nicht geringen Ueberschuldung zu schwimmen begann und ganz munter

an das Ufer schwamm, um im Grase und Gestrüpp zu verschwinden. Das Wiesel hatte mich augenscheinlich absichtlich getäuscht und lieferte dadurch wieder einen Beweis für die Behauptung, daß die Tiere doch mitunter eine bedeutende Ueberlegung an den Tag legen, die mir übrigens mit dem Begriff von Instinkt wohl vereinbar zu sein scheint.“

Auch der frei lebende Affe liebt die Verstellung. Von den Babianen z. B. wird berichtet, daß, wenn sie von Hunden verfolgt werden, die starken Männchen absichtlich bei der Flucht zurückbleiben. Stürzt sich nun ein einzelner Hund auf einen solchen Wecken, so ist er verloren, denn der Babian packt und zerfleischt ihn. Erfahrene Hunde bleiben daher stets zu mehreren, denn dieser Uebermacht ist der Affe nicht gewachsen.

Selbst manche Raubtiere bekunden, um ihre Nachkommenschaft nicht zu verraten, eine Scheinheiligkeit, die Stannen erwecken muß; sie rauben in der Nähe ihres Lagers nicht. So heißt es bei Brehm: „In der Nähe seiner Truden (d. h. dicht mit Holz bestandener Stellen in Morästen)“, schreibt mir Kade, „raubt der Wolf nie, weshalb Mehe und junge Wölfe harmlos in einem und demselben Treiben aufwachsen. Bei den meisten Wolfsjagden habe ich in demselben Treiben junge Wölfe und junge Mehe erlegt und erlegen sehen. Diesen niedlichen Tieren kann aber die Nähe der Wölfe unmöglich unbekannt bleiben, da letztere schon Ende Juli zu heulen beginnen.“

Wer denkt da nicht an den Grundfak mancher Leute: das eigene Haus muß man rein halten! Verbrecher haben gewöhnlich das Prinzip, niemals in dem Hause, in dem sie wohnen, etwas Ungehöriges zu begehen.

Auch die wilden Gänse stellen sich tot, wenn sie sich in der Mauser befinden und deshalb schlecht fliegen können, und täuschen dadurch häufig den Jäger. Ueberhaupt muß man wohl die Palme unter den Verstellungskünstlern den Vögeln zuerkennen. Namentlich die Vögelmütter, die Junge haben, verstehen es ausgezeichnet, etwaige Feinde abzulenken. Das soll im folgenden noch ausführlich geschildert werden. Selbst die so plumpe Gule ist Verstellungen nicht abgeneigt, wie Brehm betont. Sie blinzelt nur, um den Menschen zu täuschen. Denn sie möchte ihren Platz aus Furcht vor dem Gezeter kleiner Vögel nicht gleich aufgeben. Andere gebrauchen die List, daß sie ihre Gestalt derartig verschieben, daß sie einem alten, mit Moos und Flechten überspannenen Astknorren auf das genaueste gleichen.

Auch einer allerliebsten Verstellungsgeschichte einer Krähe sei hier gedacht, die ein Herr Keil kürzlich beobachtete. Er erzählt den Vorgang folgendermaßen: „Da hatte ich einmal einige vertrocknete Semmeln, die sich als liegengelassenes Frühstück im Schreibtisch vorfanden, in den Garten geworfen. Es mochten vielleicht fünf Stücke sein, die verstreut im letzteren auf dem Schnee umherlagen. Sehr bald kam eine Krähe vorbeigestrichen, sah die Semmeln liegen und machte sich darüber her. Sie hatte energisch auf das zarte Zeug ein, wo bei ich aber beobachten konnte, daß sie nicht einen Augenblick ihre Umgebung außer acht ließ. Er bald sich nun in der Ferne eine andere Krähe zeigte, unterbrach die erste sofort ihr Frühstück, lief ein Stück weg auf den Mauerrand und ängte stillvergnügt in die Welt hinein, als ob überhaupt nichts los sei. Ich wäre beinahe geneigt zu behaupten, daß sie dazu eine möglichst harmlose Grimasse geschnitten habe. Sobald dann die andere Krähe vorbeigestrichen war, kehrte die erste sofort wieder zu ihrer Mahlzeit zurück. Dieses Spiel wiederholte sich noch öfter, bis von den Semmeln nichts mehr da war. Ich kann sagen, ich habe über den drolligen Vorgang herzlich gelacht.“

(Schluß folgt.)

Der Elefant.

Nach Branislaw Gjorgje Nutschitch. Ins Deutsche übertragen von Roda Roda.

(Schluß)

Der Elefant streckte seinen Rüssel aus und tat einen mächtigen Schrei. Ein neues Rollen der Menge begrüßte auch diesen Schrei. Dann führte Niko, von einer lärmenden Schaar begleitet, halb ohnmächtig vor Angst, sein Tier nach Hause.

Munter und folgsam, Schritt für Schritt, ließ sich der Elefant an einem Stricke leiten. Dem Seifensieder wäre lieber gewesen, man hätte ihn selber an einem Strick durch die Straßen geführt. Was wird Frau Sojka, Nikos Gattin, sagen, die so streng ist, daß sie ihrem Manne seit vier Jahren nicht erlaubt, einen neuen Hut zu kaufen? Was soll er überhaupt mit dem Elefanten? Bei Gott und allen zwölf Aposteln — wer hat je gehört, daß jemand einen Elefanten gekauft hätte? Hält' es der Amtmann getan — gut, er ist ein großer Herr, ihm verzeiht man's. Aber der kleine Seifensieder Niko? — Solange er lebt, wird man ihn darnit verspotten.

Was frisst denn überhaupt solch ein Riesentier? Sicherlich hundert Pfund Sen täglich. Oder Fleisch? Dann gewiß zu jeder Futterzeit ein ganzes Stalb.

Gott im Himmel, als er schon nahe an seinem Hause war, und ihm zur Seite ging der Elefant und eine hundertköpfige Kindermenge vor und hinter ihm — da war's ihm, als hätte ihm jemand zwei Feldsteine an die Hüfte gebunden. Er konnte die Knie nicht biegen und konnte nicht vorwärts.

Seine Frau stand breit und groß im Haustor, denn man hatte ihr von Nikos famosem Kaufe schon berichtet. Das war aber keine Frau, wie Seifensieder sie zu haben pflegen, sondern ein wahrhaftiges Mittelglied zwischen Niko und dem Elefanten. Wenn sie redete, hörte man's bis in die vierte Gasse.

Dieser Frau also ging der arme Niko zitternd und zagend, den Elefanten am Strick entgegen — halb stalinowik rechts und links mit ihm. Und hätte auf die erste Anrede der Frau nicht der Elefant geantwortet, indem er seinen Rüssel zu einer mächtigen Posee dehte von den anderen wagte es sicher niemand. Die kleine Pause bemühte Niko, seiner Frau mit gehobelter Freude zu erzählen, wie billig er das Tier erstand und daß er auf ungeheuren Gewinn aus dem Geschäfte hoffe, denn gerade aus Elefantensett würden die allerfeinsten Seifen erzeugt.

Aber die ganze Gemeinde hatte sich zu wundern, wie friedfertig Nikos Frau die Torflügel öffnete, um ihres Mannes Erwerbung einzulassen.

So war bisher alles prächtig verlaufen. Der Amtsschreiber schritt durch die Stadt — wie eben Leute schreiten, die schon einmal Elefanten verkauft haben; die Zigeuner umzierten auf ihrer neuen Trommel, der Gewürzkräuter hatte die Firmatafel neu übermalt und hängte sie aus: „Grandiose Weltgewürzwezerer“, der Sorocus war gebraten und verzehrt — nur Niko, der arme Seifensieder, Niko hatte seinen Elefanten noch.

Die ersten drei Tage ging er nicht aus dem Hause. — Ob es ihm da aber besser ging als draußen in der Stadt? Alle Welt nannte ihn schon „Niko mit dem Elefanten“ und hängte ihm tausend Albernheiten an. Zu Hause wiederum schalt Sojka, seine Frau, der er endlich hatte gehen müssen, daß man seines Wissens aus Elefantensett keine Seife koche.

Frau Persa, die Nachbarin, sprach: „Schließlich . . . Gebatterin Sojka . . . hast Du keine Kinder . . .“

„Aber hält man darum Elefanten? Leg' die Hand aufs Herz und sag mir, was Du tatest,

wenn man Dir einen Elefanten ins Haus brächte.“

Sana, die andere Nachbarin, tröstete: „Mach Dir nichts draus, Sojka! Ein Tier ist ein Tier. Wir haben eine Kuh, die hab ich sehr gern.“

„Schweig, Sana. Gott schlage uns vor allem Uebel. Wenn es eine Gans wäre. . .“

„Ja,“ sagte Niko träumerisch, „das wäre freilich gut.“

So redete man, wenn jemand da war. Wenn aber niemand da war, redete man anders.

„Niko, Du siehst wohl ein, daß Du ein Dummkopf bist?“

„Aber warum denn, Liebste?“

„Die ganze Stadt spricht von uns. Ich schäme mich, unter die Leute zu gehen.“

„Aber warum denn, Liebste? Manche Leute haben ein Gespenst im Hause, manche Wanzen und manche eine Schwiegermutter. Wir haben einen Elefanten.“

Sie sprachen weiter, bis Frau Sojka den Löffel zerbrach, mit dem man die lockende Seife mengt. Bald danach warf sie ein Bild des heiligen Nikola in Stücke, zwei Fensterscheiben und eine aufeiserne Ofenschaukel. Alles das, weil sie gewohnt war, irgend einen Gegenstand in der Hand zu haben, wenn sie sprach.

Um diesen kleinlichen Hauszank kümmerte sich der Elefant nicht im mindesten. Er fraß alles, was er fressen konnte, und die Spuren davon lagen im Hofe. Er fraß einen Kirschbaum auf, den Frau Sojka am Tage nach ihrer Hochzeit gepflanzt hatte — sie träumte damals, sie würde Kinder haben, die würden dann groß werden und den Kirschbaum „Mutter's Kirschbaum“ nennen. — Er fraß Nikos Wäsche auf, und was ihm davon nicht schmeckte, warf er stückweis nach den Kindern, die vor dem Tor standen. In der Nacht brach er aus und streifte durch den Gemüsegarten; nicht ein Pflänzchen blieb übrig. Am Morgen füllte er seinen Rüssel mit Wasser, zielte nach Nachbar Maxim, der ein Schuster war, und blies des Schusters Frühstück vom Tische. Kniehoch, erzählten die Leute, wären sie im Wasser gewatet. Das kleinste Kind bekam die Frieseln, das mittlere schlug sich den Schädel entzwei, das älteste verschlang die Gabel bis zum Stiel, des Schusters Mutter lief vor Schreck davon — aber statt in die Tür in den Spiegel — und der Altgeselle kam auf die heiße Herdplatte zu sitzen. Zu Mittag verklagte der Schuster seinen Nachbar auf Schadenersatz.

Nachmittag ging das Fräulein Lehrerin spazieren, der Elefant griff mit dem Rüssel über den Zaun, und das Fräulein fiel unmoralisch hin. Am Abend klagte sie.

Und der arme Niko, was sollte er beginnen? Sollte er den Elefanten verkaufen? Niemand mochte ihn. Verschenken? Wer hätte ihn genommen? Einfach von Haus und Hof jagen? Das duldet die Polizei nicht. Töten? Von einem Flintenschuß würde das Tier doch nur gereizt, und eine Kanone anschaffen, das wäre doch zu teuer gewesen. Vergiften? Frau Sojka hatte ein Paket Mattenpulver in einen Eimer getan, darauf sieben Lta Blaustein. Der Elefant fraß es willig und als Nachgericht noch eine halbe Kiste Seife. Dann brummte er und kratzte sich wohlgefällig den Bauch.

Eines Tages kam Niko ungemein heiter von einem Spaziergange heim. Der Schneider, er war sechs Jahre Geselle in Wien gewesen, hatte Niko geraten, den Elefanten der Gewerbeschule zu schenken. Niko schrieb einen Brief an das Kreisamt: er wolle als Mann des Fortschritts und als Förderer aller jener Bestrebungen, die auf Hebung der Volksbildung abzielen, der Schule einen Elefanten schenken. An

dem Elefanten möge eine Inschrift angebracht werden: Geschenk des Seifensieders Niko und seiner Gattin. — Keine Antwort.

Da kam Frau Sojka auf eine neue Idee. Niko sollte den Elefanten bei Nacht weit in die Felder führen, das Tier werde dann schon in den Wald laufen. Am nächsten Morgen Frau Sojka hatte die ganze Nacht über nicht geschlafen und nur immer vor Freude geweint — am nächsten Morgen kam der Elefant pünktlich wieder zurück. Es schien ihm hier zu gefallen. Um zehn Uhr brachte der Gerichtsvollzieher eine Klage von ungefähr zehn Weingartenbesitzern, die alle Schadenersatz verlangten. Frau Sojka hieb dem armen Niko zehn Ohrfeigen herunter und rief ihm zu: „So, jetzt geh' hin und kauf' auch noch ein Dromedar.“ Niko sank vor dem Wilde des heiligen Nikola in die Knie und betete, Gott möge ihn gnädiglich befreien und dafür anderen Leuten Elefanten ins Haus schicken — zum Beispiel dem anderen Seifensieder, dem Konkurrenten Luka,“ kispelte er verschämt.

Als der Tag der Gerichtsverhandlung kam, erschien Niko mit einem Dugend Vorladungen und dem Elefanten vor Gericht. Im Hintergrunde des Zimmers standen zehn Weingartenbesitzer, der Schuster Maxim samt Familie und die Lehrerin. Des Schusters Altgeselle hatte sich entschuldigen lassen, er schickte ein Zeugnis über seinen gerösteten Rücken aus dem Spital.

Der Richter vernahm all die Leute einzeln, dann ergriff er die große Stanzleischere und schnitt sich vier Nägel ab, ging ins Nebenzimmer, um angeblich ein Gesetzbuch zu suchen, und trank dort einen Schnaps — kam, die Stirn immer noch voll Sorgen, zurück und verkündete den Beschluß: die Angelegenheit falle in die Kompetenz des Kreisgerichtes. Unterdessen müsse Niko das Tier nach Hause führen.

„Ich habe kein Haus,“ sprach Niko bitter, „das Haus gehört meiner Frau.“

„Dann bring' das Tier nach dem Hause Deiner Frau.“

„Sie hat alle Türen versperrt und ist weg gefahren.“

„Gut,“ sprach der Richter, „so schicken wir eben den Elefanten samt den Akten zum Kreisgericht.“

Niko wurde in den Arrest gesperrt, der Elefant an einen Pfahl im Hofe gebunden. Am anderen Morgen brachten drei Polizisten das ganze Aktenbündel, Niko und den Elefanten nach dem Einlieferungszimmer des Kreisarchivs.

In diesem ungeheuren Archiv, wo sicherlich noch die Akten über den Mordprozeß Kain-Abel liegen, die Verkaufszessionsurkunde der Arche Noah und der amtliche Bericht über die sieben mageren Jahre in Ägypten — in diesem ungeheuren Archiv voll verstaubter Dokumente, Schuldurkunden und Klageschriften, Fundgegenstände, Repliken, Duplikaten, Grundbuchauszüge und Protokolle — da fand der Elefant sein neues Heim. Als man ihn am ersten Tage nicht fütterte, fraß er die Akten über einen Wasserrechtsprozeß aus der Zeit des Sultans Behim.

Als man ihn am zweiten Tage nicht fütterte, verschlang er ein Regal voll Zeistellungsakten in Angelegenheit einer Grenzregulierung des Fürsten Michajlo I.

Bis dahin hatte man ihn immer noch gesehen. Dann aber, am dritten Tage, verschlang er sein eigenes Aktenzeichen. Seitdem ist er spurlos verschwunden . . .

Vielleicht lebt er noch irgendwo in einem riesigen Fassikel, hat sich eingewöhnt und frisst weiter Dokumente. Aber wo, das weiß kein Mensch. Im Einlaufprotokoll ist er weder unter „E“ noch sonst bei einem Buchstaben zu finden. —

Ein nützliches Spiel mit bunten Stiften. Wer künstlerisch veranlagt und im Malen einigermaßen ausgebildet ist, wird mit bunten Pastellstiften schöne Bilder herstellen können, aber auch die übrigen Menschen, also die große Masse der zur Malerei nicht Befähigten, wird mit solchen Stiften sich gelegentlich einen Zeitvertreib verschaffen können, der sogar praktisch von großer Bedeutung ist. Es handelt sich einfach darum, daß man jemandem die Aufgabe stellt, mit solchen Stiften die Namen der Farben der einzelnen Stifte aufzuschreiben, also mit dem roten Stift das Wort rot, mit dem grünen das Wort grün, und so fort. Die meisten Menschen werden das auch ohne Schwierigkeit fertigbringen, hin und wieder wird sich aber doch einer finden, der die Aufgabe nicht richtig löst, sondern der zum Erlernen der übrigen falsche Bezeichnungen hinschreibt. Diese Falschbezeichnungen sind ganz einfach Farbenblinde, und das Spiel mit den bunten Stiften ist in der Tat ein sehr einfaches und dabei sicheres Mittel, zu erkennen, ob jemand farbenblind ist oder nicht. Um dies zu prüfen, pflegte man sonst die Methode zu verwenden, daß man vor den zu Untersuchenden eine Anzahl Gegenstände von verschiedenen Farben, also etwa bunte Wollensäden hinlegte, und ihn aufforderte, diejenigen Fäden zusammenzulegen, die ihm als gleichfarbig erschienen. Hierbei konnte es aber leicht passieren, daß ein wirklich Farbenblinder, dem also etwa das eigentliche Unterscheidungsvermögen zwischen Rot und Blau fehlt, dennoch in den roten und blauen Fäden feinere oder sogar gröbere Helligkeitsunterschiede oder Nuancenverschiedenheiten erkannte, so daß er sie doch nicht zueinander legte; damit war der Zweck der Untersuchung vereitelt, denn es schien ja so, als ob der Betreffende die Farben rot und blau voneinander unterschied, was aber tatsächlich nicht der Fall war. Bei der Untersuchung mit dem Aufschreiben der Farbenamen kann aber dergleichen nicht vorkommen, denn wenn auch die erwähnten kleinen Differenzen sich geltend machen sollten, wird eben dem Farbenblinden etwa blau als rot erscheinen, und er wird die falsche Bezeichnung schreiben. Bekanntlich müssen Leute, die sich gewisse Berufe wählen wollen, bei denen es auf genaues und richtiges Erkennen von Farben ankommt, ein Examen durchmachen, ob sie auch nicht farbenblind sind, z. B. wer im Eisenbahnsignaldienst verwendet werden will, wird sich einem solchen Examen unterziehen müssen, und darum ist es wichtig, ein so gutes Mittel dafür zu haben, wie es eben die bunten Stifte bieten. War so selten wird es übrigens nicht sein, daß sich bei Leuten Farbenblindheit herausstellt, die vorher keine Kenntnis davon hatten, daß sie farbenblind sind, denn immerhin gehören einige Prozent aller Menschen zu ihnen. Das Spiel mit den Stiften wird man aber ganz ruhig ausüben dürfen, denn schließlich ist die Farbenblindheit ein harmloses Gebrechen, nicht schlimmer etwa als die Unfähigkeit, musikalisch richtig zu hören. Bei wem sich also im Spiel wirklich herausstellt, daß er farbenblind ist, der wird darüber nicht zu erschrecken brauchen, wie wenn jemand an sich ein ernstes Leiden entdeckt, sondern er wird höchstens erstaunt sein, vielleicht sogar bei den anderen als ein besonders interessanter Mensch dastehen. —

Kältemischungen. Unter Kältemischungen versteht man Gemenge verschiedener Körper, die ihrer Umgebung Wärme entziehen und dadurch Kälte erzeugen. Alle Körper nämlich binden Wärme, machen also ihre Umgebung durch die ihr entzogene Wärme kalt, sobald sie aus dem festen in den flüssigen oder gasförmigen Zustand übergehen. — Lösen wir z. B. Salpeter in einem Glase kalten Wassers auf, so wird sich das Glas kalt anfühlen und äußerlich mit Wasserdampf beschlagen. Die Temperatur des Inhalts ist somit gesunken; der Salpeter, ein an sich fester Körper, ist durch Wasser, als Lösungsmittel, in den flüssigen Zustand übergegangen. Durch die Lösung wird also Wärme gebunden, sie wird verbraucht und ihrer Umgebung, — in unserem Falle dem Wasserglase — entzogen; dieses fühlt sich daher kalt an. Gleichfalls wird Wärme gebunden, mithin Kälte erzeugt, beim Uebergang eines flüssigen Körpers in den gasförmigen Zustand. Praktische Verwendung der Eigenschaft flüchtiger Körper, die Umgebung abzukühlen, finden wir u. a. bei den Kühlmaschinen in Brauereien, Kühlhallen usw. Hier wird Ammoniak zur Verdunstung gebracht, wodurch zuerst die zu seiner Aufnahme dienenden Röhren, dann aber auch die ganze sie umgebende Luft abgekühlt werden. Die Röhren selbst „beschlagen“ mit einer weißen schneecähnlichen Masse, der gefrorenen Feuchtigkeit der Luft, während diese allmählich selbst dadurch immer kälter wird.

Daß eine Wärmebindung bei vielen Körpern eintritt, kann auch der Late leicht erkennen, indem er sich selbst solche Kältemischungen herstellt. Man wird solche Mischungen am besten in einem Kochtopf von Eisen oder Emaille vornehmen. Hierbei äußert sich die erzeugte Kälte am augenscheinlichsten. Sobald man nämlich den Topf mit seinem Inhalt etwa auf eine nasse Tischplatte stellt, wird man bemerken, daß ersterer sehr bald „angefroren“ ist, während sich die Wandung des Topfes mit einem weißlichen Ueberzug bedeckt, — gefrorenen Wassertropfen. Wenn man nun noch ein Thermometer in die Kältemischung steckt, kann man die erzeugte Kälte dann gleich ablesen. — Ein Gemisch von 125 Gramm — ¼ Pfund — Salmiaksalz, 5 Gramm Salpeter und 5 Gramm Wasser erzeugt eine Kälte von —12 Grad. Salmiaksalz dient bekanntlich zur Erzeugung von Elektrizität in den Elementen, wie sie in vielen Wohnungen, in denen sich elektrische Klingeln befinden, vorhanden sind; es ist in jedem Drogengeschäft zu erhalten. — Wird das Verhältnis dieser drei Stoffe — Salmiak, Salpeter, Wasser — etwas anders gestaltet, so können wir eine weit niedrigere Temperatur von —25 Grad erzeugen. Wir brauchen dazu ein Gemisch von je gleichen Teilen dieser drei Stoffe; also etwa: 100 Gramm Salmiak, 100 Gramm Salpeter, 100 Gramm Wasser. — Eine Kälte von —17 Grad bis —25 Grad wird erzeugt durch Zusammenmischen von 8 Teilen gepulverten Glaubersalzes und 5 Teilen gewöhnlicher Salzsäure. Hierbei ist zu beachten, daß die Salzsäure den mit ihr in Berührung kommenden Gegenständen leicht Schaden zufügen kann. Es sind daher in diesem Falle auch nicht eiserne, sondern nur emaillierte Gefäße oder Töpfe von Steingut zu verwenden. Glaubersalz ist das billige bekannte Mittel, wie es zum Abführen für Menschen, mehr noch für Tiere, überall erhältlich ist. — Diefelbe niedrige Temperatur wie bei der Anwendung von Salzsäure mit Glaubersalz wird mittels verdünnter Schwefelsäure erzeugt. Verdünnte Schwefelsäure ist als Pulvermittel unter der Bezeichnung „Oleum“ vielfach im Gebrauch. Man verbinde sie nicht selbst aus konzentrierter Säure, da hierbei besondere Vorsichtsmaßregeln nötig sind, sondern verlange beim Droppisten die schon verdünnte Säure. Sehr niedrige Kältegrade lassen sich erzeugen, sobald man Schnee oder kleine Eisstückchen zur Hand hat. So geben 2 Teile Schnee und 1 Teil Kochsalz nach ihrem Durcheinanderrühren eine Kälte von —20 Grad. Gleiche Teile Schnee oder Eis und verdünnte Schwefelsäure erzeugen sogar eine Kälte von —40 bis —50 Grad. Schnee oder die auch in der wärmeren Jahreszeit leicht erhältlichen Eisstückchen mit Salmiaksalz zusammengerührt, ferner Eis und verdünnte Salpetersäure — Scheidewasser — zu gleichen Teilen geben gleichfalls hohe Kältegrade. Vorsicht beim Gantieren mit den scharfen Säuren ist immer zu beachten. — Verblüffende Erscheinungen geben auch die sogenannten unterkühlten Lösungen. Löst man z. B. das schon erwähnte Glaubersalz in heißem Wasser so lange auf, als das Salz vom Wasser noch aufgenommen wird — 100 Gramm warmes, nicht zu heißes Wasser, lösen ungefähr ½ Pfund Glaubersalz — und läßt die klare Lösung langsam vollständig erkalten, so bleibt sie lange flüssig. Schüttelt man dann plötzlich das Gefäß mit der Lösung, rührt mit einem Stäbchen darin oder wirft etwas festes Glaubersalz hinein, so wird der ganze Inhalt fest, indem plötzlich das ganze in Lösung gegangene Salz auskristallisiert. Bei strengem Frost läßt sich dasselbe Experiment mit reinem Wasser sehr schön bewerkstelligen. Wir lassen nämlich Wasser eine kurze Zeitlang kräftig durchkochen. Dann wird das Gefäß mit dem heißen Wasser draußen bei vielleicht —10 Grad Frost hingestellt. Bei dieser Temperatur gefriert bekanntlich Wasser sofort. Das überhitzte Wasser bleibt jedoch noch flüssig, auch wenn es bis —10 Grad Kälte durchgekühlt ist. Bewegt man nun plötzlich das Gefäß oder wirft ein winziges Stückchen Eis hinein, so erstarrt plötzlich der ganze Inhalt des bisher flüssigen Wassers zu einer kompakten Eismasse. Es ist erstaunlich zu betrachten, wie plötzlich diese Verwandlung des flüssigen Inhalts zu einer festen Masse vor sich geht. —

Das verlöschte Licht. Zu diesem Experiment sind zwei Glasgefäße nötig. Das eine hat am besten eine bauchige Form — etwa die einer kleineren Karaffe —, das andere eine mehr zylinderartige. In das erste Glas tut man einen bis zwei Teelöffel des bekannten doppelkohlen-sauren Natrons — Bullrichsalz — und eine kleine Menge Wasser, ohne daß eine Lösung eintreten braucht. Dann gießt man in dünnem Strahle eine beliebige Menge starken Essig auf das Gemisch und bedeckt während der Zeit des Aufbrauens die Oeffnung des Gefäßes. Hierauf

stellt man auf den Grund des zweiten Glases ein brennendes Licht, öffnet das erste Glas, bringt die beiden Oeffnungen aneinander und macht die Bewegung des Eingießens, ohne daß die in der Flasche befindliche Flüssigkeit ausfließt. Diese muß vielmehr in der Flasche verbleiben. Hat man die Bewegung des Eingießens nur einige Augenblicke gemacht, so wird das Licht am Boden sofort verlöschen. Die Erklärung des Vorgangs ist folgende: Natron entwickelt in Verbindung mit Essig Kohlen-säure, ein Gas, das sich durch stürmische Entwicklung in zahlreichen Bläschen bemerkbar macht. Diese Kohlen-säure ist schwerer als Luft und bleibt in dem Gefäß. Bewegt man nun die Oeffnung der Flasche nach unten, so wird, gleich einer Flüssigkeit — in diesem Falle aber unsichtbar — die Kohlen-säure auf den Boden des mit dem Lichte versehenen Gefäßes fließen. Da aber eine Flamme in einer Kohlen-säure-atmosphäre nicht brennen kann, so wird sie sehr schnell verlöschen. —

Wie schnell verbreiten sich Gerüche? Durch ein sehr einfach anzustellendes und dabei wegen seiner überraschenden Wirkung recht amüsantes Experiment kann man die langsame Verbreitung ganz starker Gerüche auch im Zimmer recht gut nachweisen. Ja man kann mit diesem Experiment sogar schon genauere Messungen über die Zeit verbinden, die zur Verbreitung des Geruchs über eine genau abgemessene Entfernung nötig ist. Man braucht nur in ein einfaches Metall- oder Glasrohr von etwa 1½ Meter Länge, wie es sich wohl jeder leicht beschaffen kann, an einem Ende etwas Weniges von einem Stoff zu tun, dessen Geruch leicht kenntlich ist. Als solche Substanzen empfehlen sich etwa Ammoniak oder Kampfer; man wird aber Sorgfalt verwenden müssen, daß dieser riechende Stoff nicht in der Röhre entlang gleitet, sondern eben nur an dem Ende bleibt, an das man ihn gelegt hat. Nun verstopft man dies mit dem Nadelkörper belastete Röhrende mit einem passenden Korkstopfen und versucht, ob man den Geruch an dem offenen Röhrende wahrnimmt; so schnell, wie man es zunächst erwartet, wird sich dies nicht ereignen; man kann ruhig irgend eine Beschäftigung beginnen, und wird, wenn man von Zeit zu Zeit an dem Röhrende riecht, sich wundern, wie langsam der Geruch wandert, denn erst nach etwa zwei Stunden wird er von dem einen Ende zum andern, also die 1½ Meter lange Strecke hindurch, gelangt sein — eine Langsamkeit, die man vorher kaum für möglich gehalten hätte. —

Rätselsprung.

nom.	Sie	wie	ihre	Tod	ihre	liegt	men?
ste	Haupt	ge-	men!	men,	Maß-	der	Bib-
wer-	men,	stolz	ten	blieb	was	Ben	am
streu'n.	sa-	aus	tom-	Ma-	To-	In	uns
Mehr	den	Wache	heit	wegh.	wird	te	rer
men,	S.	ste	hen	schlech-	unf-	hat	men.
ber-	noch	e	Ger-	frei	Ca-	das	Holz
Ge-	Und	gehn.	Luft	gro-	ge-	die	viel
das	raubt.	ben	nen-	en	Brä-	men,	un-
uns	den,	drum.	die	reun?	be-	Wohlt	trägt
doch	Le-	ge	nen-	ihre	Noch	der	flom-

Lösung der Königszug-Aufgabe.

Ehre jedem, jedem Preis,
Ehre jeder Hand voll Schmecken!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hüften fällt und Nieren!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge!
Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hingehend pflügt,
Sei nicht vergessen! (Freitagath.)

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!